

DAS KOLONIALE ERBE UND DIE RASSISMUSDEBATTE IN DEUTSCHLAND

Čapek Jan

PhDr, Profesor, Katedra cizich jazyků,
Fakulta filozofická, Univerzita Pardubice
(Pardubice, Česko)
e-mail: jan.capek@upce.cz

Die deutsche koloniale Geschichte dauerte im Prinzip nur etwa 30 Jahre, geschichtlich betrachtet eigentlich kurz. Trotzdem kann sie als Teil eines rassistischen und hierarchischen Herrscher-Modells betrachtet werden, das die Welt nachhaltig verändert hat. Besetzten Regionen wurden andere Staatsformen und Ordnungsvorstellungen aufgezwungen, die Länder wurden ausgebeutet, indem deren Rohstoffe abgebaut und nach Europa verbracht wurden. Gerade dieses ökonomische Ausbeutungsmodell ist sicherlich eines, das bis heute durchaus noch nachschwingt. Deutsche Städte sind bis heute vom Kolonialismus geprägt, wie z.B. Straßennamen wie Lüderitzstraße oder Von-Trotta-Straße belegen, benannt nach deutschen Kolonialisten. Viele deutsche Straßen sind noch nach irgendwelchen dubiosen Kolonialherren benannt und viele Wörter und Begriffe der deutschen Sprache haben deswegen negative Konnotationen, obwohl sie manchmal noch vor ein paar Jahrzehnten neutral und harmlos wahrgenommen wurden. Der Beitrag fasst die deutsche koloniale Geschichte kurz zusammen und erwähnt einige Wörter oder Redewendungen, die eine postkoloniale Bedeutung haben können und von einem Teil der deutschen Gesellschaft als unfreundlich, ausländerfeindlich oder sogar rassistisch empfunden werden können.

Schlüsselwörter: Kolonialismus; Geschichte; Wortschatz; Afrika; Mohr; Schwarzer; Kanake; Rassismus

The German colonial history took in principle for only about 30 years, historically considered actually short. Nevertheless, it could be considered as a part of a racist and hierarchical ruler model that has changed the world in a sustainable way. Occupied regions were forced onto other forms of government and order, the countries were exploited by their raw materials, mined and shipped to Europe. This economic model of exploitation is certainly one that still resonates to this day. German cities are still characterized by colonialism, such as street names such as Lüderitzstraße or Von-Trotta-Straße verify,

named after German colonialists. Many German streets are still named after some dubious colonial masters and many words and concepts of the German language therefore have negative connotations, although they were sometimes perceived as neutral and harmless even a few decades ago. The article briefly summarizes German colonial history and mentions some words or phrases that may have a postcolonial meaning and maybe perceived by a section of German society as unfriendly, rude, xenophobic or even racist.

Keywords: colonialism; history; vocabulary; blackmoor; black; racism

Deutscher Kolonialismus

Nach der Reichsgründung 1871 wuchs in Deutschland der Wunsch nach einer Weltmachtpolitik. Man beneidete die europäischen Kolonialmächte um ihre Gebiete in Übersee und stieg in den imperialen Wettkampf ein. Kolonialbesitz wurde zur Prestigeangelegenheit. Reichskanzler Otto von Bismarck gehörte zunächst zu den Gegnern des „kolonialen Abenteurers“. Doch der Druck der deutschen Handelsunternehmen, die Propaganda des Deutschen Kolonialvereins (ab 1882), missionarische Interessen und strategische Erwägungen führten zu einem Umdenken. Die von ersten privaten Kolonial- und Handelsgesellschaften erworbenen Ländereien wurden zu „Schutzgebieten“ erklärt. 1884/85 trafen sich die europäischen Kolonialmächte in Berlin zur Afrika-Konferenz und teilten den Kontinent unter sich auf. Deutschland konnte die Kolonien Togo (damals Togoland genannt), Kamerun, Deutsch-Ostafrika (heute Tansania, Burundi und Ruanda) und Deutsch-Südwestafrika (heute Namibia) für sich reklamieren. Später kamen Schutzgebiete in der Südsee und in China dazu. Die Kolonien sollten dem aufstrebenden Deutschen Reich neue Absatzmärkte bieten, Rohstoffe garantieren, militärische Stützpunkte und Siedlungsgebiete sichern. Darüber hinaus strebte das neu geschaffene Kaiserreich danach an, die Anzahl der europäischen Kolonialmächte zu vermehren und der Reichskanzler Otto von Bismarck wollte Deutschland endgültig als Großmacht etablieren. Kolonien waren ihm wichtig, da seiner Meinung nach führende Nationen so etwas unbedingt haben müssen, dazu entwickelten die deutschen kolonialen „Lobbyisten“, also Kaufleute, Reeder und Abenteurer einen großen Druck auf die Regierung. Mit Hilfe der Afrikakonferenz, zu der alle Weltmächte eingeladen wurden, wollte er so was wie eine Mediatorrolle übernehmen, den Wettlauf um Afrika bei den zerstrittenen europäischen Mächten in eine gewisse Ordnung bringen und zugleich die Reichshauptstadt Berlin ins Zentrum des Weltgeschehens rücken. Natürlich ging es dabei nur um die Macht, Politik und wirtschaftliche Interessen. Die Kolonisatoren brauchten jedoch auch höhere – ethische – Begründungen für ihr Tun. Deswegen handelte es sich gleichzeitig darum, „den Eingeborenen Anschluss an die Zivilisation zu gewähren“, man wollte sie erziehen, ihnen „Gutes

tun“, sie erziehen und zur „wahren Religion“ also zum Christentum zu bekehren. Die Rettung ungetaufter Seelen vor der Verdammnis galt offiziell als höchstes Kolonisierungsziel. Aus der praktischen Sicht konzentrierte sich die Berliner Konferenz vor allem darauf, Afrika dem ungestörten Handel statt der „Zivilisation“ zu öffnen. Um den fortschrittlichen Charakter sowie das philanthropische Element der Verhandlungsmächte zu betonen, wurde auch das Verbot der Sklaverei in den Vertrag aufgenommen. Für den deutschen Staat waren sie jedoch ein Verlustgeschäft, nur die Goldene Küste von Ghana und Togo waren gleich profitabel, sonst musste der deutsche Steuerzahler die Überseeinvasion mitfinanzieren. Während Spanien, Portugal, England und Frankreich an eine reiche koloniale Tradition anknüpfen konnten, brauchte man in Deutschland dringend historische Ausgangspunkte, auf die man verweisen und sich berufen könnte. Deswegen suchten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts interessierte Politiker und Journalisten intensiv nach entsprechenden Impulsen für ihre koloniale Propaganda, um die noch junge deutsche koloniale Bewegung voranzutreiben. Und schließlich fanden sie die schon fast in Vergessenheit geratenen kolonialen Bestrebungen des brandenburgisch-preußischen Staats um die 17.-18. Jahrhundertwende. Denn der Brandenburger Kurfürst Friedrich Wilhelm I. (genannt Großer Kurfürst) erwarb als erster deutscher Herrscher schon 1682 Landstreifen an der Guineaküste (damals auch als Goldküste bezeichnet) in Afrika als seinen Kolonialbesitz. Den Brandenburgern ist es gelungen, 1681 an der „Goldküste“ während einer Landung einen Handelsvertrag mit afrikanischen Häuptlingen abzuschließen, in dem sich die Häuptlinge verpflichteten, die Oberhoheit des brandenburgischen Kurfürsten anzuerkennen. Außerdem stimmten sie der Errichtung einer militärischen Befestigung in ihrem Herrschaftsbereich zu. Dabei sollte eine den Häuptlingen übergebene Flagge anzeigen, dass sie sich der Schutzherrschaft des Kurfürsten von Brandenburg unterworfen hätten. Mit dem raschen Aufbau der Kriegsflotte errichtete Friedrich Wilhelm I. auch koloniale Stützpunkte für die Unterhaltung einer stabilen Schifffahrts- und Handelsverbindung mit dem Mutterland. Die Küstenregion, in der die Brandenburger ihre Festungen errichteten, gehört heute zum Staat Ghana und befinden sich vor allem im Westen des Landes. Die Ethnien, die da damals lebten, gehörten zur Gruppe der Fanti (oder Fante), die mit viel mehr bekannten Aschanti (auch als Ashanti oder Ashante geschrieben), die in der damaligen Literatur als „Eingeborene“, „Wilde“, „Mohren“ oder „Neger“ bezeichnet wurden. Offiziell wurde eine Handelsgesellschaft durch einen kurfürstlichen Erlass 1682 gegründet, um begehrte afrikanische Produkte wie Gold, Elfenbein, Pfeffer importieren zu können sowie Sklavenhandel zu betreiben. Durch diesen Erlass durfte die Handelsgesellschaft mit einem Schutzbrief des brandenburgischen Kurfürsten an der Westküste Afri-

kas unter brandenburgischer Flagge Handel treiben. Als Zentrum und Schutzort diente den Brandenburgern die dort angelegte Festung Groß Friedrichsburg, die der ganzen Kolonie den Namen gab. Alle Aktivitäten wurden mit einem Vertrag abgesichert, in dem vereinbart wurde, dass sich die Afrikaner zu einigen Leistungen verpflichteten. Es waren unter anderem Schutz der Festung und deren Besatzung, Hilfe beim Bau der Festung sowie weitere Dienste für den Kommandanten der Garnison, Handel nur mit brandenburgischen Schiffen bzw. Kaufleuten und Verhinderung des Ansiedelns von „Nichtbrandenburgern“. Als 1701 der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. zum König Friedrich I. in Preußen gekrönt wurde, verwandelte sich die afrikanische Kolonie in eine preußische und die Festung Groß Friedrichsburg wurde – mit einigen anderen Küstenfortifikationen (Fort Metal Cross, Fort Batenstein, Elmina Castle, Cape Coast Castle und andere) – 1979 in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes eingetragen. Heute ist sie Bestandteil des Ortes Prince Town, ist teilweise sehr gut erhalten geblieben und dient jetzt als kleines Hostel mit etwa zehn Betten. Anfang des 18. Jahrhunderts setzte in Groß Friedrichsburg wirtschaftliche Stagnation ein, da vor allem das notwendige Interesse und Kapital sowie die Unterstützung aus der europäischen Metropole fehlten. Der preußische König Friedrich Wilhelm I. konzentrierte sich auf den Ausbau der Armee und verlor jede persönliche Beziehung zu Marine und Überseekolonien und verkaufte sie zwischen 1717-1720 an die Niederländisch-Westindische Compagnie, die sowieso den Sklavenhandel dominierte und die Festung auch weiterhin als ihr Stützpunkt und Umschlagplatz für die menschliche Ware benutzte. Damit endete die interessante, aber kurze historische Episode von Brandenburg-Preußen als Kolonialmacht in Afrika. Die Tatsache bleibt jedoch, dass die Brandenburgisch-Afrikanische Kompanie in das Geschäft des transatlantischen Sklavenhandels einstieg, genauso wie es andere europäische Kolonialmächte taten. Nach Schätzungen wurden etwa 11-15 Millionen Menschen aus Afrika über den Atlantik als Sklaven verschleppt, um auf den Zuckerrohr-, Baumwoll- und Tabakplantagen sowie in den Gold- und Silberminen zu arbeiten und die aussterbenden Indianer zu ersetzen. Auf jeden Sklaven, der das amerikanische Festland erreichte, kamen mindestens vier Tote. Wenn es trotzdem einem afrikanischen Sklaven gelang, den Schifftransport zu überleben und die Karibik lebendig zu erreichen, wartete auf ihn so eine schwierige Arbeit, dass man die durchschnittliche Lebenszeit eines Sklaven auf den Plantagen der Neuen Welt auf sieben bis zehn Jahre beziffern kann. Der Sklavenhandel bedeutete praktisch einen ununterbrochenen Krieg entlang der afrikanischen Küste, aber auch im Hinterland. Die Sklavenjagd wurde zur gewinnbringenden Betätigung, versprach den lokalen afrikanischen „kollaborierenden“ Häuptlingen, Stämmen und Familien, die mit hier agierenden arabischen Skla-

venjägern und europäischen Händlern kooperierten, moderne Waffen und schnellen Reichtum. Der Sklavenhandel versetzte ganze betroffene Gebiete in einen permanenten Kriegszustand und verwüstete ganze Landstriche. Die Sklavenjägertruppen überfielen Dörfer, machten nieder, was sich ihnen widersetzte oder alle, die für den Sklavenhandel unbrauchbar waren, wie z.B. alte oder kranke Leute. Sklavenraubzüge endeten also oft mit der Vernichtung eines ganzen Stammes und die Todesopfer betrugten das Vielfache der Gefangenen. Die Beute dieser Raubzüge, Männer, Frauen und Kinder, wurden zur Küste getrieben und schon diese Märsche forderten hohe Verluste durch Hunger, Durst und Erschöpfung. Um beim Eintreffen der Schiffe in Häfen bei Forts genügend Ladung vorrätig zu haben, wurden die Sklaven auf engstem Raum zusammengepfercht (z.B. zu 25 in einem Raum) und unter unvorstellbaren hygienischen und Ernährungsbedingungen gehalten. Da die Brandenburger und später die Preußen sich nicht direkt an den Sklavenjagden beteiligten, sondern sie nur abkauften, transportierten und weiterverkauften, sahen sie an diesem Geschäft nichts Unehrlisches oder Unethisches. Um den Sklavenhandel noch weiter zu rechtfertigen, konnten sie damit argumentieren, dass die Afrikaner an der westafrikanischen Küste den Sklavenhandel selber bereits seit langem kannten, es wäre also keine Erfindung der Europäer. Schon in der vorkolonialen Zeit blieben viele Kriegsgefangene oft Eigentum des Siegers, zum Beispiel als Haussklaven. Es gab jedoch einen starken quantitativen sowie qualitativen Unterschied zwischen der arabischen bzw. europäischen und der afrikanischen Form der Sklaverei, die viel sanftere Formen hatte. Auch die afrikanischen Haremfrauen hatten einen anderen Status als nur Sklavinnen und wurden viel besser und rücksichtsvoller behandelt.

„In Afrika finden wir vielfach Negerhäuptlinge oder afrikanische Könige, die so viele Frauen ihr eigen nennen, daß man von einer Mehrehe praktisch nicht mehr sprechen kann. (...) In der Zahl der Frauen nehmen die Häuptlinge eine Ausnahmestellung ein. Je mehr Frauen, um so größer das Prestige. Vierzig oder fünfzig Frauen sind für einen Häuptling nicht selten. Ein großer Teil von ihnen ist auch nicht erworben, sondern stellt Schenkungen dar. Natürlich bringt eine so große Ansammlung von meist jungen Frauen eine Menge Probleme mit sich, die nicht nur das friedliche Zusammenleben betreffen, sondern vor allem aus dem sexuellen Unbefriedigtsein dieser Frauen entstehen. Entweder kommt es zu zahlreichen Ehebrüchen und lesbischen Ersatzhandlungen oder aber der Massenehemann ist klug genug, seinen Frauen eine gewisse Freiheit zu gewähren. (...) Bei einer derart großen Anzahl von Frauen duldet der Häuptling häufig, daß einige von ihnen zu anderen Männern in nähere Beziehung treten. Die Kinder, die diese Frauen gebären, gelten als Eigentum des Häuptlings.“ [12, S. 148–149].

Um dem grausamen Schicksal der Sklaverei zu entkommen, trafen einige afrikanische Stämme verzweifelte Maßnahmen.

„Die Frauen möchten einmal so schön wie möglich aussehen, besitzen also das allgemeine weibliche Schmuckbedürfnis, zum zweiten machen sie sich für den geliebten Mann hübsch, aber darüber hinaus gibt es Verschönerungen oder besser Veränderungen des Frauenkörpers, die anders zu verstehen sind. Wir möchten hier als Beispiel die riesigen Tellerlippen der Kaitafrauen im Tschadseegebiet Zentralafrikas heranziehen. Diese Lippen – sie kommen jetzt langsam aus der Mode – wurden noch vor kurzer Zeit von den Kaitamännern als schön empfunden, obgleich sie es wirklich nicht sind. Wie entstand eine solch hässliche, unpraktische und widersinnige Mode? Das Wohngebiet der Kaita war lange Zeit das Jagdgebiet der Sklavenjäger, die scharf auf die schlanken Kaitafrauen waren. Da kam wohl eines Tages ein Häuptling oder Zauberer auf die geniale Idee, die Frauen für die Sklavenjäger unbrauchbar zu machen. Gesagt-gegan, der Erfolg gab dem Erfinder recht, denn die Kaita blieben auch während der Sklavenjagden als verhältnismäßig starker Stamm erhalten, während andere Stammesverbände dezimiert wurden oder gar vom Erdboden verschwanden.“ [12, S. 208].

Eine andere, für alle Christen, vor allem in den Vereinigten Staaten, eine allgemeine „Rechtfertigung“ oder „Alibibegründung“ für den Sklavenhandel mit Afrikanern, war die Noah-Geschichte im Alten Testament. Noah hatte drei Söhne, Sem, Ham und Jafet. Als Noah sich betrunken hatte, sah ihn sein Sohn Ham entkleidet liegen und lachte darüber. Seine Brüder deckten ihn zu und als Noah davon am Morgen erfuhr, verfluchte er den Sohn von Ham Kanaan, der seinen Onkeln als Sklave dienen musste und segnete die Kinder von Sem und Jafet. Die Nachkommen von von Ham und Kanaan lebten in Kusch (heutiger Sudan), waren also Schwarze und deswegen nach dieser Auslegung zu Sklavenarbeit verflucht, wie man vor allem in den USA glaubte. Die tschechische Variante ist „Cham“ und neben dem biblischen Eigennamen bedeutete auch so etwas wie „Untertan“, „gemeiner Mensch“, „Bauer“, im Russischen bedeutet das Wort „chamstwo“ einen groben Menschen, einen Rüpel. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs 1918 und mit dem Inkrafttreten der Versailler Verträge 1920 wurden den Deutschen die Kolonien genommen, weil die Sieger des Ersten Weltkrieges sie als nicht kolonialfähig einstufen und mit der Begründung „Deutschlands Versagen auf dem Gebiet der kolonialen Zivilisation“ ihre Entgeignung in ihre eigene Gewalt rechtfertigten, obwohl zum Beispiel die belgische koloniale Herrschaft in Kongo extrem brutal war und trotzdem übergaben die Sieger Ruanda und Burundi an Belgien. Doch die Folgen der Kolonialzeit prägten sich tief in den deutschen Wortschatz und sind noch heute spürbar genauso

wie einige Straßennamen in deutschen Städten, die immer noch nach brutalen Kolonialverbrechern Wissmann, Woermann, Peters, Dominik, Lüderitz bzw. vor Trotta und Sklavenhändlern wie Schimmelmann heißen. Sie vertreten bis heute die kurze deutsche Kolonialzeit als Geschichte der Gewalt und Ausbeutung, es gab jedoch auch vielfältige und widersprüchliche Auseinandersetzungen und Kooperationen. Vornehmlich kolonisierte Eliten suchten alle Möglichkeiten zu nutzen, welche die Präsenz der kolonialen Eroberer bot. Dazu gehörten westliche Ausbildung, Märkte für ihre Güter, aber auch politisch-militärische Allianzen mit den Kolonialregimes. Die Denkmäler, die zur Kolonialzeit oder ein wenig später zum Ruhm deutscher Abenteurer und Pioniere errichtet wurden, wurden schon von der Achtundsechziger Generation als Symbole von Rassismus und Ausbeutung gedeutet. Sie setzten zum Bildersturm an und stürzten in Hamburg ein Standbild zu Ehren des Kolonialoffiziers Hermann von Wissmann vom Sockel. Später kamen die Debatten um den Völkermord an den Herero in der damaligen Kolonie „Deutsch-Südwestafrika“ oder um die Niederschlagung der Maji-Maji-Bewegung in Ostafrika, die auf eine koloniale Vergangenheit verweisen, die nicht vergehen will. Zum kolonialen Blick gehörten auch sogenannte „menschliche Exponate“, die neben Rohstoffen aus Afrika für Hagenbecks Völkerschauen nach Europa gebracht wurden. Die oft mit großem Aufwand organisierten Völkerschauen waren in Europa und Nordamerika vor allem zwischen 1870-1940 beliebte Attraktionen auf Jahrmärkten, Volksfesten, im Zoo oder Zirkus. Dem Publikum wurden Menschen aus fremden, exotischen Kulturen vorgestellt. Zu den größten Veranstaltern in Deutschland zählte der Tierhändler und Schausteller Carl Hagenbeck aus Hamburg, dessen Name bis heute der dortige Tierpark trägt. Die Auseinandersetzung um den Kolonialismus und seine Folgen wird weitergehen, da man des Rassismus sowie der Opfer des Kolonialismus immer noch gedenkt. Seit Jahrhundertwende mehren sich in Deutschland die Initiativen zur kritischen Thematisierung der Kolonialzeit, die viele Namen, Bezeichnungen, Symbole und Wörter vertreten. Manche Organisationen verlangen zum Beispiel die Umbenennung der Mohrenstraße in Berlin mit der Begründung, dass das Wort Mohr die diskriminierende, historisch schwer belastete Fremdbezeichnung für „schwarze Menschen“ verewigt und sowieso aus dem alltäglichen Sprachgebrauch weitgehend verschwunden ist. Dazu gehört auch einer der bekanntesten bildlichen Ausdrücke der Kolonialfantasie vom kindlichen, freudig dienenden Afrikaner im Logo der einst in dieser Straße ansässigen Firma Sarotti. *„Mit Kulleraugen und geschwellenen Lippen erblickt am 27. August 1918 eine Reklamefigur das Licht der Welt, die zu einer Ikone deutscher Werbung werden sollte, der Sarotti-Mohr Als Markenzeichen einer Berliner Schokoladenfabrik erlangt der Sarotti-Mohr große Popularität, in den Fünfzigerjahren kennen ihn*

95 Prozent der Bundesbürger Auch als animierte Figur im Fernsehen wirkt die rassistische Darstellung niedlich und unterhaltsam. Erst 2004 hat die Firma Stollwerk, inzwischen Eigentümer, den Werbeforscher umgewandelt, er heißt nun „Sarotti-Magier der Sinne“ und hat goldfarbene Haut.“ [3, S. 111].

Man kann natürlich auch solchen Initiativen vorwerfen, dass sie versuchen, Geschichte zu ändern oder sie sogar auszulöschen und einen Hyperantirassismus zu betreiben. Es gibt auch Forderungen der Kommunalen- und Ausländerinnenvertretung (KAV), die Mohren-Apotheke müsse ihren Namen ändern. Der Ausdruck könnte ihrer Meinung nach ein Hinweis auf rassistische Gesinnung sein. In ganz Deutschland gibt es dabei fast hundert Apotheken mit dem Mohren im Namen, zum Teil schon in vierhundertjähriger Tradition, trotzdem wird ab und zu von Protesten vor Mohren-Apotheken sowie von zertrümmerten Fensterscheiben und Attacken mit Farbbeuteln berichtet. Es ist jedoch die Frage, wie weit man mit irgendwelchen verbalen Verboten einzelner Wörter gehen kann, um reale oder angebliche rassistische Tendenzen zu verhindern. Einige Wörter können stigmatisiert sein oder gar stigmatisieren, der sprachwissenschaftliche Umgang damit verlangt jedoch eine große Sprachsensibilität und muss sich in einer demokratischen Gesellschaft auch gegen jeden rigiden Sprachdirigismus oder gar eine Sprachdiktatur wehren. Aus Erfahrung weiß man, dass es oft auch vergeblich ist. Denn der „Antifaschistische Schutzwall“ war immer einfach „die Mauer“ oder „Vollzugsanstalt“ ist immer „Knast“ geblieben.

Die Macht der Worte

Sprache wandelt sich ständig und ist immer geprägt von der jeweiligen Gesprächssituation. In einem virtuellen „Giftschrank“ des Deutschen befinden sich Bezeichnungen, die heute eindeutig als diskriminierend gelten. Viele dieser Worte hatten schon in der Kolonialzeit eine negative Bedeutung, andere bekamen erst nach und nach eine diskriminierende Wertung. Dabei spielte es eine bedeutende Rolle, von wem ein Begriff verwendet wurde und in welchem Zusammenhang verbale Diskriminierung kann nur vermieden werden, indem man den offenen Dialog sucht und Menschen nicht pauschalisiert.

Schlitzauge. „Schlitzauge“ ist ein rassistisch-abwertender Begriff für Menschen ostasiatischer Herkunft. Auf Grund der schmalen Augen galten asiatische Menschen oft als verschlagen und hinterlistig, ein Klischee, das sich bis heute bedauerlicherweise hartnäckig hält.

Neger. Der Begriff „Neger“ ist ein im 17. Jahrhundert eingeführter Begriff für dunkelhäutige Menschen. Es wurde zunächst nicht oft verwendet, verbreitet sich dann aber rasch. Der Wortstamm leitet sich vom lateinischen Wort „niger“ für schwarz ab. Negativ belastet ist die Bezeichnung besonders durch die Apar-

heid in Südafrika, die von einer unterlegenen „negriden Rasse“ spricht. Heute wird darüber diskutiert, den Begriff ganz zu verbieten. Lässt sich das Wort nicht vermeiden, ist die politisch korrekte Umschreibung „N-Wort“. Auch die beliebte Süßigkeit Negerkuss aus weichem Schaumzucker mit Schokoladenüberzug wurde während der 80er-90er Jahre des 20. Jahrhunderts wegen den rassistischen Konnotationen in Schokokuss (Deutschland), Schaumkuss (Schweiz) bzw. Schwedenbombe (Österreich) umbenannt.



Quelle: <https://www.google.com/search/Negerkuss+-+Schokokuss+ Bilder>
(Stand am 17.2.2021)

„Neger, Nigritier, Äthiopier, Afrik. Rasse, Schwarze Rasse, die Bewohner Afrikas vom Südrande d. Sahara bis zur südafrik. Union, im Süden Bantu, im Norden Sudanneger Hauptkennzeichen: zurückfliehende Stirn, stark hervortretende Kiefer; in welchen die Schneidezähne nicht senkrecht gegeneinanderstehen. Weitere Merkmale sind: Platte Nase, langer Schädel, wulstige Lippen, schwacher Bartwuchs, dunkle Hautfarbe, Wollhaar; Gesamtzahl einschl. der amerik. N. 150 Mill.“ [14, S. 1585].

„Neger m. Scherzhaft auch für Europäer, der durch stark gebräunte Haut einem Afrikaner gleicht; die Redensart „Neger sein“ (pleite sein) nicht damit im Zusammenhang.“ [10, S. 270].

In der Belletristik wurden dieser und viele andere unterschiedliche, vom spanischen Kolonialismus geprägten Begriffe und Ausdrücke beliebig benutzt, die heutzutage nicht mehr politisch korrekt sind, wie zum Beispiel von Karl May:

„Sie war eine gut gekleidete, behäbig aussehende Dame von ungefähr fünfzig Jahren. Wie es schien, hatte sie einen kleinen Schuss von schwarzen Blut in den Adern. (...) Meine Mutter war eine Mulattin. Ich verlobte mich mit dem Sohn eines französischen Pflanzers, also mit einem Kreolen. Unser Glück wurde zerrissen, weil der Vater meines Bräutigams keine coloured lady in seine Fami-

lie aufnehmen wollte. Wie sehr muss ich also mit dem bedauernswerten Dichter fühlen, da es aus dem gleichen Grund unglücklich werden soll! - Aha, Mr Ohlert liebt eine Farbige! - Ja, eine Mulattin.“ [11, S. 22–23].

„Jeder von ihnen war mit Gewehr; Messer; Revolver oder Pistole versehen, außerdem hatten alle eine wuchtige Niggerpeitsche an der Seite hängen, und jeder führte an starker Leine einen Hund bei sich. Alle diese großen Hunde waren von jener sorgfältig gezüchteten Rasse, die man in den Südstaaten zum Einfangen flüchtiger Neger verwendete und Bluthunde oder Menschenfänger nannte.“ [11, S. 30–31].

„Ausdrücke wie ‚verdammter Republikaner‘, ‚Niggeronkel‘, ‚Yenkeedie-ner‘ und andere noch schlimmere flossen nur so von ihren Lippen, und so kam es, dass man sich von ihnen zurückzog und nichts von ihnen wissen wollte.“ [11, S. 42].

„Er fragte mich immerfort nach Menschen und Dingen, die mir sämtlich ganz unbekannt waren, so zum Beispiel nach einem Nigger namens Othello nach einer jungen Miss aus Orleans, Johanna mit Namen, die erst Schafe weidete und dann mit dem König in den Krieg zog, nach einem gewissen Master Fridolin, den einen Gang zum Eisenhammer gemacht haben soll, nach einer unglücklichen Lady Maria Stuart, der sie in England den Kopf abgeschlagen haben, nach einer Glocke, die ein Lied von Schiller gesungen haben soll.“ [11, S. 55].

„Neun Tage später befanden sich fünf Reiter, vier Weiße und ein Neger, ungefähr an dem Punkt, wo die südlichen Ecken der jetzigen texanischen Counties Medina und Uvalde zusammenstoßen. Die Weißen ritten in zwei Paaren hintereinander, der Neger machte den Beschluss. (...) Der Neger, eine überaus sehnige Gestalt, war in leichtes, dunkles Leinen gehüllt und trug einen glänzenden, fast neuen Zylinderhut auf seinem wolligen Schädel. (...) Die Namen der vier Weißen sind bekannt. Sie waren Old Death, Lange, dessen Sohn und ich. Der Schwarze war Cortesios Neger Hektor aus La Grange. (...) Deshalb sah er sich gezwungen, einen Boten zu schicken, und zu diesem Amt gab es keine geeignetere Person als den Neger Hektor Er war zwar ein Schwarzer, stand aber an Begabung viel höher als gewöhnliche Leute seiner Rasse. Hektor war nicht nur ein guter, sondern sogar ein ausgezeichnete Reiter (...). Nun, wenn die Weißen so falsch denken‘, lächelte Old Death, ‚so wollen wir hören, was der Schwarze dazu sagt. Hektor, was hältst du von dem Ding da drüben?‘ - Der Neger hatte bisher bescheiden geschwiegen. Jetzt aber, da er aufgefordert wurde, äußerte er seine Meinung. ‚Reiter sein. Vier, fünf oder sechs.‘ - ‚Das denke ich auch. Vielleicht Indianer?‘ - ‚O nein, Massa! Indian nicht so offen kommen zu Weißen. Indian sich verstecken, um Weißen erst heimlich anzusehen, ehe mit ihm reden. Reiter kommen grad auf uns zu, also es Weiße sein.‘ - ‚Das ist sehr richtig, mein guter

Hektor Ich höre da zu meiner Befriedigung, dass dein Verstand heller ist als deine Hautfarbe. – ‚Oh, Massa, oh!‘ schmunzelte der Schwarze, wobei er alle seine Zähne zeigte. ‘ [11, S. 86-89].

Noch in den 1980er Jahren war jedoch dieses Wort sowohl in der BRD als in der DDR harmlos, stilistisch neutral und ohne negative Konnotationen, nur mit einer „antikapitalistischen“, „antiimperialistischen“, bzw. antikolonialen Betonung in der DDR-Definition, darüber hinaus ergänzt noch mit weiteren verwandten oder abgeleiteten Begriffen wie „Negerkuss“ (heute schon im Rahmen der politischen Korrektheit unbenannt zu Schokokuss oder in Österreichischer Schwedenbombe) oder „Negritos“:

„**Neger** (m.) Angehöriger der in Afrika lebenden negriden Rasse; Nachkomme der nach Amerika verschleppten schwarzen Afrikaner; Farbiger; Schwarzer.“

„**Negerin** (f.) weibl. Neger“

„**Negerisch** (Adj.) die Neger betreffend, zu ihnen gehörig, von ihnen stammend.“

„**Negerkuß** (m.) süßer Eiweißschaum mit Schokoladenüberzug auf Waffelboden.“

„**Negersklave**“ (m.) schwarzer Sklave, [13, S. 930].

„**Neger** (frz., sp.) von Kolonialherren geprägte Bezeichnung für Angehörige der negriden Rasse in Afrika südl. der Sahara; 200 Mill.; heute durch Afrikaner; Afroamerikaner bzw. die Staatsangehörigkeit zu ersetzen.“ [7, S. 647].

„**Negritos** (sp., „Negerlein) Pl.: i. e. S. die kleinwüchsigen u. dunkelhäutigen Urbewohner der Philippinen (Aeta); 50 000; i. w. S. alle kleinwüchsigen Völkergruppen Südostasiens; Sammler, Jäger, Fischer; ihre Zahl geht ständig zurück.“ [7, S. 647].

Noch in den 1960er bis 1980er Jahren war es jedoch ein ganz üblich verwendetes stilistisch neutrales Wort sowohl in der Belletristik sowie in der Kinderliteratur, als auch in der wissenschaftlichen Literatur, entweder selbständig oder als Kompositum. Darüber hinaus werden auch weitere, aus der heutigen Sicht herabsetzende Begriffe verwendet, darüber hinaus mit einem vereinfachten Sprachgebrauch begleitet (Sprache der „Eingeborenen“ bei „Tim im Kongo“, um die Afrikaner herabzusetzen).

„Im Süden könnten wir nichts als eine barbarische Küste finden mit Negern...“ (41) Nach meinen Berechnungen befand ich mich damals in der Nähe jenes Gebietes, das sich zwischen dem Reich des Kaisers von Marokko und dem von Negern bewohnten Land erstreckt. ... Die Neger hatten ihn aus Furcht vor den Mauren verlassen und waren weiter südwärts gezogen. ... In Wirklichkeit werden sowohl die Neger als auch die Mauren sich aus diesem Gebiet zurück-

gezogen haben.“ (48) „Die Negerfrauen waren ebenso wie die Männer unbekleidet. Ich war nun mit Mais und Wurzeln gut versorgt, hatte genügend Wasser und nahm Abschied von den freundlichen Negern, um meine Reise fortzusetzen.“ (57) „Negersklave“, „Negerhandel“ (71). [1, S. 41–71].

Zwei Afrikaner sprechen miteinander und in der Sprechblase steht: „Du sehen großen Dingsbums Dampfer Schneeball? Da Tim und Struppi drauf (...) Du sein, Massa Tim? Ich können kommen? (...) Huhuhu! Weißer Mann kommen, hauen armen kleinen Coco... Coco Angst... Weißer Mann wegfahren mit Dingsbums Auto... Er ist mir wieder entwischt! Ich werde alle Negerstämme der Umgebung gegen ihn aufhetzen! (...) Sehr gut. Böse Weiße in Dingsbums Knast! [8, S. 9, 14, 46, 53].

Außer dem Wort „Neger“ bzw. „Negerin“ gibt es auch in der wissenschaftlichen Literatur viele unterschiedliche Zusammensetzungen wie *Australneger*, *Negervölker*, *Negerhäuptlinge*, *Negerprostituierte*, *Negerstämme* u.v.a., [12, S. 37, 148, 277, 278], weiter z.B. *Negerbier*, *Negerhirse*, *Negerhandel*, *Negerkorn*, *Negerrum*, *Negersklaven*, *Negerfrauen*, *Negerland*).

Wilder. Der Begriff Wilder spricht den damit bezeichneten außereuropäischen Menschen jegliche Zivilisation ab. Bereits bei der Entdeckung Amerikas galt die vermeidliche Wildheit der Menschen als Rechtfertigung für die Unterwerfung der indigenen Gesellschaften. Im 18. Jahrhundert wurde während der Aufklärung der Begriff „Wilde“ auch für vermeintlich unverdorrene „Naturmenschen“ verwendet und verklärt. Das Bild des „zügellosten Wilden“, dem die Europäer die Zivilisation bringen mussten, wurde im 19. Jahrhundert im Rahmen der kolonialen Eroberung wieder propagiert.

„Hier legte ich mich so auf den Boden, daß nichts von mir zu sehen war, und beobachtete die Wilden mit Hilfe meines Fernrohres. Es waren mindestens drei Kannibalen. Sie hatten ein Feuer angezündet und ihre Speisen zubereitet. Ich konnte jedoch nicht erkennen, woraus die Mahlzeit bestand. Die Wilden vollführten nach ihrer Gewohnheit barbarische Tänze rings um die Feuerstelle.“ [1, S. 314].

Eingeborener. Europäer bezeichneten Menschen aus den Kolonien abwertend als „Eingeborene“ oder Heiden, egal aus welcher Herkunftsregion sie stammten. „Eingeborene“ wurden dabei gleichgesetzt mit unkultivierten und geschichtslosen „Wilden“ – im Gegensatz zu den „zivilisierten“ und „kultivierten“ Europäern. Keine Rolle spielte dabei ihre Religion, Sprache oder Herkunftsland in den Kolonien. Heutzutage ist der politisch korrekte Ausdruck „indigene Einwohner“ oder nur „Indigene“.

Eingeborene, nach dem Sprachgebrauch die von den Europäern in fremden Ländern angetroffene Bevölkerung, soweit sie dort heimisch war Im Zeitalter

der Entdeckungen waren die großen Völkerverschiebungen überhaupt beendet oder doch wenigstens in den Gebieten, in die die Europäer zunächst eindrangen. Unter den E. gegenüberstehenden Einwanderern sind daher, wenn man von den anfangs wenig zahlreichen Angehörigen der asiatischen Handelsvölker absieht, Europäer zu verstehen. Rechtlich gelten die nach den Sitten der in den Kolonien anwesenden Stämme ihnen angehörenden Personen den europäischen Staaten als E. des betr. Schutzgebietes. Zu den E. gehören ferner alle Mischlinge, sofern sie nicht durch eine Rechtsgültige Ehe ihrer Eltern eine Staatsangehörigkeit besitzen. E. haben an sich keinen Anteil an der Rechtsordnung der Weißen. Der Gouverneur kann indessen unter Genehmigung des RK. Fremden E. die Stellung der Weißen geben; so sind in Deutsch-Ostafrika Goanesen (s.d.) und Parsi (s.d.) der europäischen Gerichtsbarkeit unterstellt. Besitzen E. die Reichsangehörigkeit oder die Staatsangehörigkeit in einem zivilisierten Staate, so gelten sie rechtlich als Weiße. Den E. stehen die Reichsangehörigen und Schutzgenossen gegenüber; ferner Angehörige anderer zivilisierter Staaten, die den Reichsangehörigen nach Vertrag oder Herkommen gleichstehen, endlich andere Teile der Bevölkerung, die nicht einheimisch sind (fremde Eingeborene und Angehörige von Halbkultur und Naturvölkern wie Araber, Malaien usw.) [4, Bd. I, S. 507].

„Gerne machen sich die Eingeborenen über die Weißen und ihre Stellung beim Verkehr lustig. Es ist eine der speziellen Vergnügungen eingeborener Diener; die sexuellen Praktiken ihrer Herren zu imitieren. (...) Natürlich hat es auch in den beiden Amerika Beziehungen und Verbindungen jeder Art zwischen Weißen und Eingeborenenfrauen gegeben.“ [12, S. 283-284].

Kanake. Kanaken sind melanesische Ureinwohner in Neukaledonien. Der Begriff leitet sich vom hawaijischen Wort für „Menschen“ ab. Europäer dehnten im 19. Jahrhundert die Bezeichnung oft auf alle nicht europäische Insulaner aus. Von Seeleuten wurde der Begriff „Kanake“ einst für Kameraden aus Polynesien oder Ozeanien verwendet. Sie hatten den Ruf, besonders treu und fähig zu sein. Deshalb wurde der Begriff auch als „Ehrentitel“ auf gute Kameraden europäischer Herkunft übertragen. Diese positive Bedeutung ist mittlerweile kaum noch bekannt. Heute gilt „Kanake“ als rassistisches Schimpfwort für ehemalige Gastarbeiter türkischer, italienischer oder spanischer Herkunft oder Menschen arabischer Abstammung.

„**Kanaken.** Bezeichnung für Südseeinsulaner („Menschen“).“ [14, S. 1262].

„**Kanaken** Pl.: polynes. Urbev. Der Hawaii-Inseln; später auch Bezeichnung für Südseeinsulaner, die sich als Matrosen verdingten.“ [7, S. 458].

„**Kanake** der; -n, -n u. -r (polynes.: „Mensch“): 1. (Plural: – n) Eingeborener in Polynesien u. der Südsee. 2. (Plural: – n) (ugs. abwertend) ungebildeter, ungehobelter Mensch. 3. Ausländer; bes. Türke (Schimpfwort).“ [5, S. 483].

„Am nächsten Tag reitet er nach Monte Rey, in die klägliche Hauptstadt, stellt sich dem Gouverneur Alverado vor; erklärt ihm seine Absicht, das Land urbar zu machen. Er hat Kanaken mitgebracht, von den Inseln, will regelmäßig diese fleißigen und arbeitsamen Farbigen von dort sich nachkommen lassen und macht sich anheischig, Ansiedlungen zu bauen und ein kleines Reich, eine Kolonie, Neu-Helvetien, zu gründen.“ [15, S. 132].

Mischling „Mischling“ bezeichnet Menschen, deren Eltern unterschiedliche Hautfarbe haben. Koloniale Rassentheoretiker propagierten eine „rassische Reinheit“. Demzufolge wurde die „weiße Rasse“ als höherwertig, alle andere als minderwertig betrachtet. „Mischlinge“ galten als Grund für eine „rassische“ Entwertung. Man sprach von „Verkafferung“. 1905 wurden in Deutsch Südwestafrika Trauungen zwischen „Weißen“ und „Eingeborenen“ verboten. Kinder aus solchen Verbindungen erhielten nicht mehr den Rechtsstatus als Deutsche, sondern als „Eingeborene“. Andere deutsche Kolonien folgten diesem Beispiel. Daran knüpften später die Nationalsozialisten bei ihrer Rassenpolitik an.

„Mischlinge sind die aus der Paarung von Individuen verschiedener Rassen hervorgehenden Nachkommen. Bei Tieren und Pflanzen ist die Benennung Bastard üblich, die früher das uneheliche, sozial tiefer stehende Kind bezeichnete und jetzt für eine Lokalform, die aus der Paarung von Weißen und Hottentotten entstandene „Nation der Bastards“ gebräuchlich ist. Der Terminologie der Tierzucht ist die Bezeichnung Halbblut entlehnt, die jedoch das Verhältnis der „Blutmischung“ nur dann wiedergibt, wenn man sich gegenwärtig hält, daß die Eltern außer den eigenen auch die Eigenschaften ihrer Vorfahren auf die Nachkommen übertragen. Paaren sich M. nicht untereinander, sondern mit einer der Stammformen oder Angehörigen einer dritten Rasse, so entstehen sog. abgeleitete Bastarde, für die eine reiche Nomenklatur besteht, um wesentlich aus gesellschaftlichen Gründen etwa sie M. von Weißen, Indianern, Negern in Amerika zu bezeichnen: Mulatten (Kinder von Weißen und Negern), Zambo (Indianer und Neger), Mestizen (Weiße und Indianer), Terzeronen (Weiße und Mulattinen od. Mestizen), Quarteronen (Weiße und Terzeronen) usw.“ [4, Bd. II, S. 564 f.].

Im eroberten Amerika, wo die spanische Kolonialbürokratie herrschte, wurden alle diese Menschen in ein rassistisches Regelwerk gepresst, um ihren gesellschaftlichen Wert nach dem Anteil „spanischen Blutes“ zu sortieren, wobei die Nachkommen rein spanischer oder europäischer Eltern sich „Criollos“ nannten. Auch in Brasilien, dessen Einwohner von drei Kontinenten stammte und die Nachkommen der Afrikaner seit dem Ende des 18. Jahrhunderts teilweise in Freiheit lebten, herrschte innerhalb der Kolonialgesellschaft dennoch eine diskriminierende „Pigmentokratie“. Wert und Stellung des Einzelnen bemaß sich nach der Helligkeit seiner Hautfarbe. Ganz oben in der gesellschaftlichen

Hierarchie waren die gebürtigen Spanier, dann Kreolen (criollos) und Mestizen (mestizos, Kinder meistens von spanischen Vätern und indigenen Müttern – aus Spanien reisten nach Amerika vor allem Männer), dann die indigene Bevölkerung und ganz unten waren die Schwarzen (negros) sowie Mulaten (mulatos – meistens Kinder von europäischen Männern und schwarzen Sklavinnen). Im Spanischen existierten jedoch vielmehr von solchen Begriffen, die jeden Menschen in eine „angemessene“ hierarchische Struktur delegierte.

Castas Racial en las Colonias Españolas en America

- 1 – español + indigena = mestizo
- 2 – indio + negro = zambo
- 3 – negro + zamba = zambo prieto
- 4 – español + negra = mulato
- 5 – mulata + español = morisco
- 6 – español + morisca = albino
- 7 – albino + español = salta patras
- 8 – indio + mestizo = coyote
- 9 – español + coyote = harnizo
- 10 – coyote + indio = chamizo
- 11 – chino + india = cambujo
- 12 – cambujo + india = tente en el aire
- 13 – mulato + tente en el aire = albarazado

Quelle: <https://www.bbc.com/mundo/noticias-america-latina-41590774>
(Stand am 17.2.2021)

Diese hierarchische Struktur und gesellschaftliche Verhältnisse dokumentiert auch das Bild eines anonymen Künstlers aus dem 18. Jahrhundert mit dem Titel „Cuadro de castas“ (Kastenbild) im Museum D.R. Instituto Nacional de Antropología e Historia in Mexiko City. Das Gemälde aus dem Genre „Kasten“ oder „Szenen aus dem Leben der Mestizen“, das in Mexiko im 18. Jahrhundert beliebt war, versucht, sechzehn einzelne soziale Schichten zu klassifizieren und sie auch außerhalb von Amerika bekannt zu machen. Jedes kleine Bild des ganzen Gemäldes besteht aus einem Mann und einer Frau, sowie einem Sohn oder einer Tochter, um die einzelnen Gruppen der neuen amerikanisch-hispanischen Gesellschaft zu veranschaulichen. Der Hintergrund ist zwar neutral, die Kleidung der abgebildeten Personen reflektiert jedoch die damalige soziale Hierarchie. Das Gemälde reflektiert die Idee der Aufklärung, alle natürlichen Arten zu klassifizieren, also nicht nur Menschen, sondern auch für diese Region typische Kleidung, Früchte, Landschaften sowie Haushaltsgegenstände. Die abgebildete menschliche Vielfalt sollte neben der hierarchischen Struktur wahrscheinlich auch den „rassengemischten“ Charakter der Bevölkerung der neuen Welt charakterisieren und „wissenschaftlich“ belegen.



Quelle: https://mediateca.inah.gob.mx/islandora_74/islandora/object/pintura%3A2123 (Stand am 17.2.2021)

Die langjährige historische gesamtcontinentale Ungleichheit greift bis in die USA des 21. Jahrhunderts hinein. Im Land starben während der Coronapandemie 2020 überdurchschnittlich viele Afroamerikaner. Die Regierung war sich dessen bewusst und begründete es mit einer mangelhaften Distanzeinhaltung in Jobs, wo viele Schwarze arbeiten und wo kein Homeoffice möglich ist sowie mit Lücken im Gesundheitssystem bzw. in erheblichen Unterschieden im Gesundheitszustand und Verpflegung der schwarzen Bevölkerung der USA. Die Afroamerikaner leiden im Allgemeinen häufig an verschiedenen Krankheiten (Bluthochdruck, Diabetes, Fettleibigkeit, Herzerkrankungen), die teilweise nicht oder fahrlässig behandelt werden und so ist bei Ihnen die Chance, solche Pandemie zu überleben, viel schwächer als bei der weißen Bevölkerung.

Mameluck bedeutete ursprünglich den Angehörigen eines ägyptischen Herrschergeschlechts oder eines Militärsklaven islamischer Herrscher.

„**Mameluck** *der; -en, -en (arab.-it.): Sklave; Leibwächter orientalischer Herrscher; (hist.) 1. Angehöriger eines ägyptischen Herrschergeschlechts (13.-16. Jh.), 2. Söldner islamischer Herrscher*“ [5, S. 601].

„Die üppig bewaldete Region um Sao Paulo, heute die größte Stadt Brasiliens, war für den Anbau von Zucker oder Tabak ungeeignet. Ihre Bewohner, von Zeitgenossen rassistisch „mamelucos“ genannt, weil sie weiße und indigene Vorfahren hatten, verlegten sich auf einen risikoreichen Wirtschaftszweig die Jagd auf Indigene im Hinterland.“ [3, S. 25–26].

Verkafferung ist ein Begriff, der während der deutschen Kolonialherrschaft in Südwestafrika aus dem Afrikaans übernommen wurde. Er bezeichnet einen seinerzeit unerwünschten Distanzverlust und die „Über“-Assimilierung gegenüber der einheimischen Bevölkerung, oder auch allgemeine Verwahrlosung. In einem übertragenen Sinne ist der Begriff als going native in der sozialwissenschaftlichen sowie ethnologischen Feldforschung bekannt. Unter „Verkafferung“ verstanden deutsche Kolonialherren in Deutsch-Südwestafrika das Sich-Einlassen auf die Lebens- und Denkweise der einheimischen bantusprachigen Bevölkerung, die sie als Kaffer bezeichneten. Dies wurde als das „Herabsinken eines Europäers auf die Kulturstufe des Eingeborenen“ verstanden. Der stete Umgang mit Einheimischen, besonders aber die „Mischehe“ begünstigte nach damaliger Auffassung diese „bedauerliche Entartung weißer Ansiedler“. Unter Verkafferung verstand man aber auch eine „unordentlich“ geführte Farm, übermäßigen Alkoholkonsum, Verarmung, sowie das Integrieren indigener Wortelemente in die eigene Sprache. Dieser Prozess wurde in der britischen Kolonialverwaltung als going native bezeichnet. Frankreich und Portugal betrieben die Heranbildung europäisierter Eliten in ihren Kolonien. Eine andere Variante mit der ähnlichen Bedeutung war „vernegern“.

„In Ostafrika ist das Halbblut so gut wie gar nicht sichtbar; weil hier die „Mischehen“ selten Kinder zeitigen. So ist beispielsweise die Nandierin in Verhältnissen mit Weißen aus mir unbekanntem Gründen meist unfruchtbar. Man begegnet daher Mischlingen sehr selten. Weh tut es, solchen Kindern zu begegnen. Ihre Väter kümmern sich in der Regen nicht um sie, so daß sie völlig verneuern.“ [12, S. 278].

Farbiger. Der Begriff wurde in den 1950er Jahren als Ersatz für den diskriminierenden Begriff „Neger“ eingeführt. Er bezeichnet Menschen, die nicht „europäisch“ aussehen und eine dunkle Hautfarbe haben. Der Begriff ist vor allem deshalb diskriminierend, weil er in rassistischen Ideologien eingebunden ist, die „weiß“ als höherwertig und „farbig“ als minderwertig deklarieren. In Südafrika war es eine offizielle Bezeichnung zur Zeit der Apartheid und bis heute ist es ein administrativ verwendeter Begriff („coloureds“), der neben der schwarzen, weißen und asiatischen Bevölkerung etwa neun Prozent der Einwohner beinhaltet. Es sind Nachkommen von Verbindungen europastämmiger Einwanderer mit Einheimischen Khoikhol und San, sowie mit Sklaven aus Mosambik, Madagaskar oder Asien. Sie sprechen Afrikaans und fühlen sich genauso diskriminiert wie zur Zeit der Apartheid, denn neue Stellenbesetzungen und Beförderungen, etwa bei der Polizei, gibt es vorzugsweise für Schwarze, insbesondere Angehörige der Xhosa und der Zulu.

„Farbige, im Gegensatz zu den Weißen (Europäern, Amerikanern, Kolonialenländern, Kreolen usw.) die Angehörigen dunkler gefärbter Rassen. Nach dem allgemeinen Sprachgebrauch zählen auch die hellfarbigeren Nord- und Ostasiaten zu den F. In fremden Kolonialländern werden Eingeborene und vor allem Mischlinge als F. bezeichnet, letztere jedoch nur bei bestimmten Graden der Mischung. Der Inhalt des Begriffs wechselt nach der Herkunft desjenigen, der ihn anwendet. Eine rechtliche Begriffsbestimmung steht noch aus, doch scheinen Verordnungen unter F. einheimische und fremde Eingeborene zu verstehen, zum Teil auch wohl Angehörige von Halbkulturvölkern.“ [4, Bd. I, S. 601].

„Das schließt nicht aus, daß es viele treue und glückliche Ehen zwischen Weißen und farbigen Frauen gegeben hat.“ [12, S. 274].

Der Begriff „Rasse“ wurde seit den 1950er Jahren immer seltener verwendet und heutzutage findet man ihn in der Wissenschaft praktisch nicht mehr, höchstens nur noch in der Haustier- und Kulturpflanzenzucht (hier eher als „Sorte“). Die allgemeine Meidung des Wortes beruht auf der Verwendung für „Menschenrassen“ und dem damit zusammenhängenden Begriff „Rassismus“. Aus der jetzigen Sicht ist das Konzept der Menschenrassen wissenschaftlich überholt. Im Deutschen war lange Zeit die Bedeutung relativ breit und bedeutete etwa wie „Stamm, Abstammung, Gattung, Sorte, Art. Erst mit dem Natio-

nalsozialismus bekam das Wort im Zusammenhang mit der Rassentheorie bzw. Rassenforschung eine negative und unwissenschaftliche Konnotation und verschwand langsam aus dem Sprachgebrauch.

„**Rasse** (arab.-frz.) w. s. *Menschenrassen*; (Tierzucht:) *Gesamtheit der Tiere einer Art, die sich in vererbter Form- u. Nutzungseigenschaften v. anderen der gleichen Art wesentlich unterscheiden. Im rassenbiolog. Sinne versteht man unter Rasse eine Gruppe von Menschen, die gleiche erbliche, körperliche und geistige Merkmale in größerer Zahl besitzen und sich hierdurch von anderen Menschengruppen (Rassen) unterscheiden. Rassenforschung.* Wissenschaft, die sich mit Abstammung, Einteilung und Zusammensetzung eines Volkes nach bestimmten erblichen, körperlichen und geistigen Merkmalen und Eigenschaften befasst. **Rassenhygiene** w; von Ploetz, einem der ersten Vorkämpfer des Rassengedankens, geprägter Ausdruck, besser *Rassenpflege*: die besondere Pflege des rassischen Hauptanteils eines Volkes.“

„**Menschenrassen**, die erste wissenschaftliche Einteilung des Menschengeschlechts versuchte Linné 1766 (Amerikaner, Europäer, Asiaten, Afrikaner). Ihm folgten unzählige Systeme, v. denen kein einziges bis heute allgemein anerkannt ist. Hervorragende Forscher auf diesem Gebiet der wissenschaftl. Forschung waren: Blumenbach, der (1795) die malaiische M. hinzufügte, Prichard, Hale, Cuvier (Weiße, Gelbe, Schwarze); ein kranilogisches System stellte Retzius auf (Schädelindex als Einteilungsgrund); ihm folgten Virchow, Broca, Kollmann u.a.; Huxley baute ein System nach der Hautfarbe auf. Diesen somatischen Systemen stehen linguistische gegenüber; so das v. Friedr Müller (1879), der 12 Rassen festzustellen versuchte. Ihm folgte Peschel u. Haeckel (I. Australier, II. Papua, III. Mongolen, IV. Drawida, V. Hottentotten und Buschmänner, VI. Neger, VII. Mittelländische Rasse.“ [14, S. 1802].

„**Rassentheorie**, Rassismus (frz., it., ar): pseudowiss. Begründung der barbar Unterdrückung, Ausplünderung u. phys. Vernichtung bestimmter Bevölkerungsschichten, polit. Gegner u. ganzer Völker; wird mit einem angebl. Herrschaftsrecht „höherer“ über „niedere“ Rassen gerechtfertigt. R. dienen bes. dem Imperialismus zur Rechtfertigung des Kolonialismus u. imperialist. Kriege. Rassenfragen sind letztl. Klassenfragen. S. Antisemitismus, Apartheid. [7, S. 758].

Hottentotten, Buschmänner. Hottentotten war eine allgemeine abwertende Bezeichnung der Buren in Südafrika für die Stämme von Khoikhoi (heutige Länder Südafrika und Namibia). Das Wort Hottentotten bedeutete „Stotterer“ und wurde diskriminierend verwendet.

„Hottentotten. Die H. nennen sich selbst Koikoin, was so viel wie Menschen bedeutet. Als Naman faßt man dagegen jetzt am besten alle H. Stämme

von Deutsch-Südwestafrika zusammen, obwohl diese Bezeichnung ursprünglich wohl nur für die vor 1800 dort vorhandenen Hottentotten galt. Das sonderbare Wort „Hottentott“ hat man meist als einen holländischen Spottnamen bezeichnen wollen, doch finden sich auch Erklärungen nach denen es fremden, selbst nordamerikanischen Ursprunges (Hadendoa!) sein sollte. Über die Herkunft der H. gehen die Ansichten ebenso sehr auseinander wie über diejenige der Buschmänner. In einem stimmen alle Forscher überein, in der Auffassung, daß wir das Volk, wie es sich uns in seiner Stellung unter den südafrikanischen Einwohnern darstellt, heute durchaus als eigene Rasse ansehen müssen. Dem Bantu, ja dem Neger überhaupt, steht es jedenfalls ebenso fern wie dem Europäer“ [4, Bd. II, S. 77].

„Bis zu den ersten Jahren der Jahrhundertwende neigten noch manche Anthropologen der Ansicht zu, daß es sich bei der Hottentottenschürze um eine angeborene erbliche Rasseneigentümlichkeit der Hottentotten und Buschmänner handeln müsse, da sie derart regelmäßig und gleichartig auftrat.“ [12, S. 199].

„**Khoi** Pl.: anthropolog. u. sprachl. eine gesonderte Stellung einnehmende Bev. Im SW Afrikas; in Namibia die Gruppe der Nama (45.000; Hirtennomaden); von Europäern abwertend Hottentotten (Stotterer) gen.“ [7, S. 478].

„**Hottentotte** (m.) Angehöriger eines den Buschmännern nahestehenden, hamit. beeinflussten Negervolkes in Süd- u. Südwestafrika (kapholländ. Hotentot `Stotterer`“

„**Hottentottisch** (Adj.) die Hottentotten betreffend, zu ihnen gehörig, von ihnen stammend; -e Sprache zu den Khoinsprachen gehörende Sprache der Hottentotten mit zahlreichen Schmalzlauten.“ [13, S. 671].

In der Biologie, Anatomie und Medizin bzw. auch in der Anthropologie gibt es (bzw. gab es) den Fachbegriff „Hottentottenschürze“, was die Verlängerung der kleinen Schamlippen bedeutet. Auch hier kam es während einiger Jahrzehnte zu einem erheblichen wissenschaftlichen Fortschritt in der Wahrnehmung und Erläuterung dieses anthropologischen afrikanischen Phänomens sowie zur Abschaffung von „sofrassistischen“ Vorurteilen, der abgeleitete Begriff und alle seine Konnotationen sind jedoch tief in 1960er Jahre erhalten geblieben.

„Hottentottenschürze, Bezeichnung für eine Verlängerung der kleinen Schamlippen bei Hottentotten- und Buschmannfrauen. Es handelt sich dabei um eine Vergrößerung der kleinen Schamlippen und gewöhnlich auch des Kitzlers sowie der diesen bedeckten Kitzlervorhaut (praeputium clitoridis), die kontinuierlich in die stark vergrößerten kleinen Schamlippen übergeht. Die Vergrößerung ist bisweilen sehr beträchtlich; 14-18 cm lange kleine Schamlippen sind festgestellt worden. Es ist klar, daß diese stark vergrößerten Organe nicht von den großen Schamlippen bedeckt werden können, vielmehr freihängend weit

herabreichen. Die Frage, ob eigenartigen Bildungen angeboren bzw. während der Entwicklungsjahre auf natürliche Weise ohne künstliche Nachhilfe entstehen oder vielmehr durch künstliche Manipulationen (Masturbation) erworben werden, ist bisher nicht entschieden. Waldeyer macht darauf aufmerksam, daß mehrere Autoren von einer auffallend starken Entwicklung der kleinen Schamlippen bei weiblichen Hottentotten- und Buschmannskindern bereits bei der Geburt berichten. Dagegen wird von anderer Seite (Merensky) darauf hingewiesen, daß bei den Hottentottenmädchen die Teile künstlich gedehnt würden und zwar soll dies bereits bei kleinen Kindern vonseiten älterer Mädchen ausgeführt werden. Bei manchen Südseestämmen sollen nach neueren Berichten für diese Manipulationen ätzende Stoffe verwandt werden.“ [4, Bd. II, S. 81].

„... um so mehr fanden wir über die Hottentottenschürze der afrikanischen Frauen. Bryk schildert sehr ausführlich ihre Erstellung, in jungen Jahren vorgenommen wird. In Ostafrika fand er sie bei den Baganda, Bagishu, und Suaheli. Noch bevor sie in die Pubertät kommen, zupfen die Mädchen an ihren kleinen Schamlippen herum, massieren sie mit bestimmten Pflanzensäften und beschweren sie wohl auch mit kleinen Steinchen wie mit einem Senklot. So verlängern sie die kleinen Labien bis zur Hälfte des kleinen Fingers. Der Erfolg der Hottentottenschürze besteht in einer Erhöhung des Genusses der Frau, einer Verengung des Scheideneingangs und einer erheblichen Vergrößerung des männlichen Vergnügens. Frauen ohne Schürze haben bei diesen Stämmen keine Aussicht, einen Mann zu finden, ja sie liefern ihm damit sogar einen Scheidungsgrund. Allerdings hat diese Hottentottenschürze, die von diesem südafrikanischen Stamm ihren Namen erhielt, weil die herabhängenden Labien dort zuerst auffielen und wohl besonders lang erschienen, auch ihre Nachteile – zumindest für europäische Augen. Sie sieht nämlich außergewöhnlich unschön aus, sowohl farblich (das Braun spielt im allgemeinen ins Violett) wie auch äußerlich, denn die Lippen hängen wie ein runzeliges Kautschukband schlapp herab. (...) Bis zu den ersten Jahren der Jahrhundertwende neigten noch manche Anthropologen der Ansicht zu, daß es sich bei der Hottentottenschürze um eine angeborene erbliche Rasseneigentümlichkeit der Hottentotten und Buschmänner handeln müsse, da sie derart regelmäßig und gleichartig auftrat. Diese Meinung ist heute weitgehend fallen gelassen worden, vor allem nachdem festgestellt worden war, daß die gleichen Verlängerungen bei anderen Völkern auftraten und auch bei den Frauen der Kulturvölker zu beobachten sind, die stark zu masturbatorischen Handlungen hinneigen. Viele Forscher hatten angenommen, daß die Deformierung ganz einfach auf weitverbreitete Onanie der Mädchen dieser Völker zurückzuführen wäre. Sicher handelt es sich bei diesen Manipulationen um onanistische Akte, aber sie werden weniger zum Zwecke der Selbstbefriedigung

vorgenommen, als weil die Mutter und die übrigen älteren Frauen die Mädchen dazu veranlassen, da sie die Heranbildung der Mfuli, wie diese Eigentümlichkeit in Kisuaheli heißt, für erforderlich halten. So wie die Hottentottenschürze eine künstliche Veränderung des weiblichen Geschlechtsteiles darstellt, die vorgenommen wird, um den sexuellen Genieß des Mannes (aber auch der Frau) zu erhöhen, so gibt es natürlich in der Vielfalt der Menschen und Völker auch mehr oder weniger erfolgreiche Versuche, vom Manne aus den Geschlechtsgenieß der Frau durch künstliche Mittel zu erhöhen.“ [12, S. 198–199].

Mohr. An europäischen Adelshöfen galt es bis ins 18. Jahrhundert als chic, einen sogenannten Mohren als Diener oder Sklaven zu haben. Mit dem Begriff „Mohr“ bezeichnete man ursprünglich alle Nicht-Christen. Seit dem 16. Jahrhundert wird der Begriff nur noch für Menschen mit dunkler Hautfarbe verwendet – er ist somit die älteste europäische Bezeichnung für Menschen afrikanischer Abstammung. Typische Darstellung eines „Mohren“ sind dunkle bis schwarze Haut, dicke Lippen und krauses Haar.

„**Mohr** m; Schwarzer; Neger“ [14, S. 1802].

„**Mohr** (m., umg.) Neger; der – hat seine Schuldigkeit (eigentlich Arbeit) getan, der – kann gehen (nach Schiller) 'Fiasco'; einen -en weiß waschen wollen, das Unmögliche versuchen; schwarz, braungebrannt wie ein – (ahd. mor – lat. maurus 'Nordwestafrikaner'.“ [13, S. 898].

Zurzeit ist das Wort Mohr ein Ziel von Protesten. Manche sagen, es sei absetzend, bössartig, rassistisch. Das Wort ist belegt seit dem Althochdeutschen als Entlehnung aus dem Lateinischen, wo Maurus den Bewohner Nordwestafrikas bezeichnete. Die dortige Bevölkerung hieß also Mauren. In vielen Sprachen sind dann einige Ableitungen und verwandte Wörter. Moriskanen waren getaufte Mauren im alten Spanien, die nach der erfolgreichen Reconquista auf der Iberischen Halbinsel bleiben wollten. Morellen sind dunkle Süßweichelkirschen. Auch einer von den Heiligen Drei Königen bzw. Weisen (oder Sterndeuter bzw. Magier) aus dem Morgenland (Caspar, Melchior und Balthasar), die dem Jesuskind ihre Spenden brachten, war ebenfalls ein Mohr (Evangelium nach Matthäus). In der Sternsinger-Tradition vertreten sie drei Kontinente, Europa, Asien und Afrika und deswegen gehörte jahrelang dazu, dass sich in Deutschland Caspar-Darsteller als Afrikaner schwarz schminkte. Der Name des Schwarzen Königs (Weisen, Sterndeuters, Magiers) ist jedoch fraglich. Neben Caspar wird auch Melchior erwähnt, in Tschechien ist es dann eindeutig Balthasar-Darsteller, der sich am 6. Januar schwarz schminkt.

Heutzutage wird es immer häufiger aufgrund der sogenannten Minstrel Shows der amerikanischen Kabarettszene, wo weiße Darsteller mit schwarz gemalten Gesichtern die fröhlichen, naiven und singenden US-amerikanischen

Schwarzen karikierten. Aus diesen Gründen empfiehlt der Bund der Deutschen Katholischen Jugend auf seiner Homepage, auf schwarze Schminke zu verzichten. *„Als Träger der Aktion Dreikönigssingen empfehlen wir, die Kinder nicht zu schminken. Der alte Brauch, dass sich ein*e Sternsinger*in der Gruppe schwarz schminkt, ist auf Darstellungen der Heiligen Drei Könige zurückzuführen: Auf diesen repräsentieren Caspar, Melchior und Balthasar die drei damals bekannten Erdteile Asien, Afrika und Europa, der schwarze König stand für Afrika. Die Gleichsetzung von Hautfarbe und Herkunft geht nicht auf Wir glauben, dass der ursprüngliche Sinn der Tradition besser deutlich wird, wenn Kinder als Sternsinger*innen so gehen, wie sie eben sind: vielfältig in ihrem Aussehen. Sprecht als Verantwortliche mit den Kindern und Jugendlichen über den Wert ihres Engagements: Ermutigt sie, so zum Sternsingen zu kommen, wie sie sind!.“* (<https://www.jetzt.de/religion/heilige-drei-koenige-blackfacing-als-sternsinger>, Stand am 16.2.2021)

In deutschsprachigen Ländern gibt es zahlreiche Mohrenapotheken (auch Mohren-Apotheke, Drei-Mohren-Apotheke, Apotheke zum Mohren oder Mauritius-Apotheken). Viele von diesen Benennungen gehen auf den Heiligen Mauritius zurück, den Patron der Färber, der Soldaten, der Tuchweber und anderer Berufe. Mauritius war einer Legende nach ein römischer Offizier ägyptischer Herkunft in einer Legion, deren 6000 Soldaten im Zuge der Christenverfolgung unter Diokletian (284-305 als Gaius Aurelius Valerius Diocletianus römischer Kaiser) im Jahre 302 in Agaunum (St. Maurice d' Agaune) den Märtyrertod starben. Mauritius wurde zum Schutzpatron Magdeburgs und schließlich den ganzen Reiches. Seit dem Spätmittelalter wird Mauritius als dunkelhäutig, als Mohr dargestellt und so gehen nicht nur zahlreiche Mohrenapotheken, sondern auch Mohrenstraßen, Mohrenplätze sowie Mohrenbrunnen bzw. Mohrenbäche auf den Heiligen Mauritius zurück [6, S. 16]. Die Mohrenapotheke in Wien begründet ihren Namen wie folgt: *„Anmerkung zum Mohren. In Europa zur Zeit des Mittelalters war die Medizin noch völlig unentwickelt. Wirksame Heilmittel kamen aus Afrika und dem Orient. Zu dieser Zeit wurden viele Apotheken mit Namen wie „Mohren-“ benannt. Dies galt als Wertschätzung für die Heilkundigen und ihre Medizin. Wir wollen die Erinnerung an diese Heiler und ihre Heilkunst am Leben erhalten und damit auch in Erinnerung rufen, dass Heilkunst nicht nur in europäischen Klöstern zu finden war. Wir sind uns aber bewusst, dass der Begriff für viele Menschen diskriminierend und verletzend ist und arbeiten an einer Neugestaltung.“* (<https://mohrenapo.at/>, Stand am 20.2.2021)

Die Fassaden von manchen Mohrenapotheken sind häufig mit Figuren von Schwarzafrikanern verziert und bilden mit dem Namen eine visuell-informativ-ästhetische Einheit. In den letzten Jahren laufen jedoch Kampagnen gegen die-

sen Begriff, da man dieses Wort für rassistisch oder diskriminierend hält, obwohl es im alltäglichen Gebrauch schon seit Jahrzehnten als veraltet klassifiziert wird (*Mohr, der, umgangssprach veraltete Bezeichnung für den dunkelhäutigen Bewohner Afrikas, lat...*, [2, S. 334]).

Viele von den Mohrenapotheken werden zurzeit umbenannt, weil es Beamte oder Vereine für rassistisch halten. Diese Welle von gegenwärtigen Umbenennungen betrifft auch die Tschechische Botschaft in Berlin. Offizielle Adresse ist zwar Wilhelmstraße 44, der Eingang ist jedoch von der Mohrenstraße. Die Bezirksverordnetenversammlung von Berlin-Mitte hat im August 2020 beschlossen, diese Straße in Anton-Weilhelm-Amo-Straße umzubenennen, nachdem der dortige U-Bahnhof Mohrenstraße in Glinkastraße verändert worden war. Anton Wilhelm Amo war der erste Rechtsgelehrte und Philosoph afrikanischer Herkunft in Deutschland. Er wurde als Kleinkind von Ghana nach Europa gebracht, studierte Recht und Philosophie und lehrte an Universitäten Halle und Jena und so scheint diese Umbenennung gerecht und ausgewogen zu sein. Die Gegner dieses „Sturms auf die Denkmäler“ der sprachlichen Jakobiner halten jedoch immer noch das Wort Mohr als stilistisch neutral und nicht beleidigend. Eines von den Argumenten ist Andrew Onuegbu aus Nigeria, der 2007 in Hamburg sein Restaurant „Zum Mohrenkopf“ eröffnete und als kontraproduktiv findet, Logos oder Symbole als Grund für Ungerechtigkeit auszumachen. Auch Mohrrübe ist kein rassistisches Gemüse und lässt sich aus der Sprache nicht beseitigen, auch wenn die Etymologie ganz anders ist als der Mohr.

Viele von diesen Wörtern benutzte bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts die Wissenschaft. Der damalige, heute veraltete Begriff für Ethnologie war Völkerkunde oder Volkskunde – Wissenschaft für Erforschung und Vergleich der Kulturen weltweit. Volkskunde wurde seit Ende des 19. Jahrhunderts als eigenständiges Fach an Universitäten gelehrt, zunächst in Deutschland als Völkerkunde, dann in Großbritannien als soziale Anthropologie und schließlich in den USA als Kulturanthropologie mit Ethnographie (Völkerbeschreibung) und Kulturvergleich. Die Ethnologie konzentrierte sich lange auf außereuropäische, als schriftlos und nicht staatenbildend angesehene ethnische Gesellschaften, die



Fassadenfiguren in Schwäbisch Hall und Glauchau

in der deutschen und skandinavischen Völkerkunde noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts als „Naturvölker“, wobei die „entwickelten Zivilisationen“ als „Kulturvölker“ bezeichnet wurden.

„**Völkerkunde:** ein Zweig der Geschichtswiss., der zusammen mit der Volkskunde in der UdSSR u. anderen sozialist. Ländern in zunehmenden Maße auch in der DDR Ethnographie gen. wird. In vielen westeurop. Ländern wird die V als Ethnologie u. in angelsächs. Ländern vielfach als Kultur- od. Sozialanthropologie bezeichnet. Forschungsobjekt der V ist die Entwicklung u. Geschichte aller Typen von ethn. Gemeinschaften, wie Stamm, Völkerschaft, Volk, Nation, deren materielle u. geistige Kultur erforscht wird; eng verbunden damit ist die Schaffung wiss. Grundlagen für eine planvolle Umgestaltung vieler Lebensbereiche wenig entwickelter Bevölkerung in vielen Ländern Asiens, Ozeaniens, Afrikas u. Amerikas. [7, S. 995].

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde die deutsche Ethnologie rassistisch ausgerichtet, Menschen aufgrund einiger äußerlicher Merkmale (Hautfarbe, Körpergröße, Sprache oder sogar Geruch – „Völkergeruch m.; einem bestimmten Volk (z. B. den Negern) eigentümlicher Geruch, der auf die Angehörigen anderer Völker unangenehm einwirkt.“ – [14, S. 2145] als „Rasse“ kategorisiert und beurteilt, davon wurden für alle Vertreter von solchen Gruppen oder Ethnien ganze allgemeine menschliche Fähigkeiten und Eigenschaften ohne Ausnahme abgeleitet – als schriftliche Zeitzeugen dienen die einzelnen zitierten Stichwörter aus der Enzyklopädie „Wissen der Welt“, herausgegeben 1938.

„**Völkerkunde, Wissenschaft v. den Kulturgütern der in Gemeinschaften lebenden Menschen.** 2 Hftgeb.: **beschreibende V. od. Ethnographie u. die vergleichende V od. Ethnologie.**“ [14, S. 2145].

Im Rahmen von solchen, angeblich „wissenschaftlichen“ Theorien, wurden dann ganze Völker als höherwertig oder minderwertig eingestuft oder abgestuft und dann versklavt, diskriminiert oder von anderen getrennt (Apartheid), in Sonderfällen führte der Rassismus bis zu Pogromen, Fremdenfeindlichkeit „ethnischen Säuberungen“ oder sogar zum Völkermord (Genozid). Noch in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts wurden jedoch in der deutschen Wissenschaft – also Völkerkunde – jetzt völlig unakzeptable Einteilungsmerkmale von Entwicklungsstufen herangezogen.

„**Es bestehen kaum Zweifel daran, daß eine Zweiteilung der Menschheit nach ihrer Art zu leben möglich ist. Diese Zweiteilung ist den meisten Menschen bekannt. (...) Allgemein gebräuchlich ist der Begriff Kulturvölker, weniger häufig wendet man die Bezeichnung Naturvölker an, wobei die Tatsache in Rechnung zu stellen ist, daß mit diesem Wort meist nur eine sehr**

vage Vorstellung dessen verbunden ist, was es beinhaltet. Zu den **Kulturvölkern** rechnen wir alle Völkerschaften, die eine fortgeschrittene zivilisatorische Ausrüstung besitzen, dazu eine höhere geistige Kultur; im allgemeinen die Möglichkeit der schriftlichen Aufzeichnung und historische Überlieferungen. Somit können wir also alle Völker mit europäisch-abendländischer Kultur zu den Kulturvölkern rechnen, in Asien beispielsweise die Chinesen und Japaner; in Afrika die alten Ägypter und in Amerika die Inka, Maya und Azteken. Was sind nun aber Naturvölker? Wir leben auch oft in der Natur; ohne einem Naturvolk anzugehören; wir glauben meist, natürlich zu leben, oder wir bemühen uns darum, aber sind wir etwa Stammesangehörige eines Naturvolkes? Nein, das empfinden wir ganz genau! Was also ist ein Naturvolk? Das läßt sich verhältnismäßig schwer in Worte kleiden, da der Begriff reichlich unpräzise ist – aber er ist immer noch besser als die meisten anderen. Also: Naturvölker sind Volksgruppen, die in besonderer Abhängigkeit von der Natur leben und Erscheinungen und Dinge nicht mit ihren natürlichen Ursachen in Verbindung bringen, sondern zu übersinnlichen Erklärungen neigen. Auch heute noch benutzt man oft genug, leider sogar überwiegend, Benennungen wie „Primitive“, und vergißt ganz, daß es auch in Kulturstaaten genug primitive Menschen gibt, oder „Eingeborene“, obgleich es die in jedem Land gibt, oder „schriftlose Völker“, während wir auch einige Naturvölker kennen, die schreiben, oder „geschichtslose Völker“, wobei man die Polynesier mit ihren endlosen Häuptlingsgenealogien vergißt, oder man sagt kurz und bündig „Wilde“, was ganz ungerecht ist. Wir werden in diesem Zusammenhang durchweg von „Naturvölkern“ sprechen und in der Einzahl auf die Bezeichnung „Eingeborener“ und „Naturmensch“ zurückgreifen, da wir zu unserem Bedauern keine besseren kennen.“ [12, S. 16–17].

Die Benutzung des Begriffs „Rassismus“ oder „rassistisch“ bedeutete Anfang des 20. Jahrhunderts eine Überzeugung, dass man die Menschen aufgrund weniger äußerlicher Merkmale wie Hautfarbe, Körpergröße, Sprache, Haare oder Kleidung und Bräuche als „Rasse“ kategorisieren, abgrenzen und nach fest zugeschriebenen Eigenschaften höher oder niedriger bewerten sowie eine Ungleichbehandlung von Menschen rational erklären kann, auch wenn von der Gesellschaft von dem Prinzip der Gleichheit aller Menschen ausgegangen wird. Rassistisch zu denken und handeln bedeutete, einer ethnisch definierbaren Gruppe ihren Wert als Mensch abzuerkennen oder ihn herabzusetzen, wobei alles als unveränderlich und vererbbar gesehen wurde. Ganze Gruppen von Menschen wurden homogen klassifiziert, anderen Gruppen unterschiedlich gegenübergestellt und in eine damit begründete hierarchische gesellschaftliche Ordnung gebracht. Jede Art von Rassismus, Dis-

kriminierung oder Segregation muss eine moderne Gesellschaft entschieden ablehnen, alle sollten die gleiche Chance auf Ausbildung, Anerkennung, auf dem Arbeitsmarkt usw. bekommen. Im gegenwärtigen sozialpolitischen Diskurs kommt es jedoch oft zu einer Inflation im Sprachgebrauch des Begriffs „rassistisch“. Der Sinn dieser Intention ist der Versuch, der so angezeigten Person die Rechtschaffenheit zu rauben, sie unter Rechtsradikale einzusortieren und den Dialog zu verweigern und sie anschließend als Verbrecher einzustufen. Eine demokratische Meinungsbildung verhindert, es kann kein Dialog stattfinden und man geht zum politischen Straßenkampf über. In diesem Sinne ist der inflationäre Gebrauch der Begriffe Rassismus, rassistisch und Rassist für den fundamentalen Zusammenhalt der Gesellschaft sehr gefährlich oder sogar vernichtend.

Literatur

1. Defoe, D. Die seltsamen und erstaunlichen Abenteuer des Robinson Crusoe / D. Defoe. – Neu bearbeitet von P. Korn. – Sigbert Mohn Verlag, 1958.
2. Der Große Duden. – Leipzig : VEB Bibliographisches Institut, 1980.
3. Der Spiegel. Geschichte. Die Kolonialzeit. – Hamburg, 2016.
4. Deutsches Kolonial-Lexikon / Hrsg. von H. Schnee. – Leipzig : Quelle & Meyer 1920. – 3 Bde.
5. Duden. Das Fremdwörterbuch. – 7., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. – Mannheim ; Leipzig ; Wien ; Zürich : Dudenverlag, 2001.
6. Glück, H. Mohr – ein Schimpfwort? / H. Glück // Sprachnachrichten. – 2020. – Nr. 88(IV).
7. Göschel, H. (Leitung). BI Lexikon A bis Z in einem Band / H. Göschel (Leitung). – Leipzig : VEB Bibliographisches Institut, 1981.
8. Hergé. Tim im Kongo / Hergé. – Reinbek bei Hamburg : Carlsen Verlag, 1976 (12. Auflage. – 1985).
9. Heyden, U. van der. Rote Adler an Afrikas Küste / U. van der Heyden. – Berlin : Selignow Verlag, 2001.
10. Jontes, G. Das große österreichische Schimpfwörterbuch / G. Jontes. – Fohnsdorf : Verlag Podmenik, 1987.
11. May, K. Winnetou II / K. May. – Wien ; Heidelberg : Verlag Carl Ueberreuter, 1951.
12. Tüllmann, A. Liebesleben der Naturvölker / A. Tüllmann. – Stuttgart : Günther Verlag, 1963.
13. Wahrig. Deutsches Wörterbuch. – Bertelsmann Lexikon Verlag, 1986.
14. Wissen der Welt. – Braunschweig : Otto Beckmann Verlag, 1938.
15. Zweig, S. Sternstunden der Menschheit / S. Zweig. – Berlin ; Frankfurt am Main : Suhrkamp Verlag, 1949.